

Melanie Raabe • DAISY – Und all deine Geheimnisse werden mir gehören

MELANIE RAABE

DAISY

**UND ALL DEINE GEHEIMNISSE
WERDEN MIR GEHÖREN**

THRILLER

btb

Someone I loved once gave me
a box full of darkness.

It took me years to understand
that this, too, was a gift

MARY OLIVER

1

Ich darf nie vergessen, warum ich diese Dinge tue. Und für wen.

Ich sitze im dunklen Innenraum des Kleinwagens, mit dem ich aus Kreuzberg hergekommen bin, und beobachte die Villa. Alles ist still. Ich bin mir sicher, dass niemand daheim ist. Ich habe nicht nur gründlich recherchiert, sondern bin auch schon seit einer guten Stunde hier. Es ist spät dunkel geworden, immerhin ist dies eine der kürzesten Nächte des Jahres. Doch inzwischen haben wir bald schon Mitternacht, in der Nachbarschaft brennt kaum mehr ein Licht. Und auch die Villa liegt im Finstern. Ihre Besitzerin nimmt donnerstags nach der Arbeit grundsätzlich eine Pilatesstunde bei ihrem Personal Trainer, trifft danach einige Freundinnen in der immer selben Bar in Charlottenburg und übernachtet anschließend in ihrer Stadtwohnung. In die Villa kehrt sie, verlässlich wie ein Uhrwerk, erst am frühen Freitagabend zurück, um bis zum Sonntag zu bleiben. Die Villa ist leer, und ich bin bereit.

Ich trage meinen schwarzen jumpsuit und meine Combat Boots, wie immer. Sammle mich kurz. Streife mir meine Sturmhaube über, verlasse den Wagen, werfe mir die schwarze Sporttasche über die Schulter, die mein Equipment enthält, und schließe lautlos die Tür. Sehe mich um. Alles ist ruhig, alles ist gut. Die Villen in dieser Gegend am Stadtrand Berlins liegen weit auseinander, eine jede von ihnen ist von einem Garten umgeben, und

die Leute, die hier wohnen, sind nicht gerade Nachtschwärmer. Noch dazu stehen die Straßenlaternen weit auseinander, und die direkt vor dem Haus ist seit einigen Tagen kaputt. Keine Gefahr weit und breit, es kann losgehen.

Ich öffne den Kofferraum, hole das kleine Terrarium mit den sechs Vogelspinnen aus seiner Transportbox, durchquere den Vorgarten, überwinde Alarmanlage und Haustür in Rekordgeschwindigkeit und komme über die Villa wie ein böser Geist.

Keine fünf Minuten später ist mein Werk getan. Alles ist glattgegangen, wie immer, und mir ist so warm in dieser drückenden Sommernacht, dass ich den schwarzen, engen Overall, die Sturmhaube und Handschuhe am liebsten noch sofort hier, am Tatort, ausziehen würde. Doch mir ist klar, dass ich mich erst entspannen darf, wenn ich wieder daheim und in Sicherheit bin. In dem Wissen, dass ich keine Hinweise auf meine Identität hinterlassen habe, dass die Besitzerin dieser Villa nur dreierlei vorfinden wird, was auf meine Anwesenheit in ihrem Zuhause hindeutet:

1. Einen Zettel auf ihrem Kopfkissen: *Niemand kommt mit allem davon. Auch du nicht.*
2. Das Gänseblümchen daneben – mein Markenzeichen.
3. Und natürlich die sechs Vogelspinnen, die sich gemächlich im Erdgeschoss verteilt haben werden.

Gerade will ich durch die Haustür hinausschlüpfen und in der Nacht verschwinden, als ich Stimmen höre. Sofort schießt mir Adrenalin in die Blutbahn, und mein Herz beginnt zu rasen. Die weibliche Stimme gehört Claudia Sauer, der Chefredakteurin der größten Boulevardzeitung des Landes. Der Frau, in deren Villa ich mich gerade befinde. Die männliche Stimme gehört Dirk Mack, ihrem Chefreporter – ehemaliger Kriegsberichterstatter und Sauers hartgesottene Allzweckwaffe.

Instinktiv weiche ich zurück, schaue mich nach einer Fluchtmöglichkeit um, einem Versteck, irgendwas. Wenn diese Leute mich kriegen, ist alles aus. Im Bruchteil einer Sekunde gehen mir alle möglichen Optionen durch den Kopf: Einmal abgesehen von der Haustür gibt es einen zweiten Ausgang zum Garten hin, hinterm Haus. Allerdings ist er von hohen Hecken umgeben, die nicht so leicht zu überwinden sind – der Hauptgrund, warum ich das Risiko, die Villa von der so leicht einsehbaren Straßenseite aus zu betreten, überhaupt erst auf mich genommen habe. Mir bleibt also nur, mich im Haus zu verstecken und später unbemerkt nach draußen zu gelangen. Eine Aussicht, die mir nicht gerade behagt, zumal ich eine doch recht große Tasche bei mir habe. Oder ich verschwinde durch ein Fenster im Erdgeschoss. Ja. Besser. Ich steuere das Esszimmer an, das direkt an das für ein Privathaus viel zu große Foyer grenzt, als ich auch schon höre, wie sich ein Schlüssel im Schloss dreht. Und vielleicht hätte ich es noch geschafft, ich bin schnell, sehr schnell. Aber die große, schwere Tasche behindert mich, und so bin ich noch nicht ganz außer Sicht, als Claudia Sauer die Tür öffnet und fast noch mit derselben Bewegung das Licht einschaltet. Dirk Mack steht hinter ihr im Türrahmen, und einen Augenblick lang starren mich die beiden nur stumm an.

Ich reagiere als Erste, renne, die verdammte Tasche immer noch über der Schulter, auf das Esszimmer zu, durchquere es, höre die Stimme der Chefredakteurin und die ihres Begleiters wie durch Watte. Schon bin ich am Fenster, reiße es auf, zwingen mich, keinen Blick zurückzuwerfen. Einfach da durch und zurück zum Wagen.

Als ich es ins Freie schaffe, ohne dass mich jemand an der Schulter packt und zurückreißt, beginne ich zu rennen, als ob es um mein Leben ginge. Bete, dass die beiden mich nicht verfolgen, dass sie einfach nur die Polizei rufen, dass sie zu überrascht

sind, zu geschockt, um mir zu folgen. Ich straucele, während ich über die Wiese zurück auf die Straße renne, weit ist es nicht, und doch kommt mir der Weg zurück zu meinem Wagen endlos vor. Und dann höre ich die Schritte. Und eine Stimme. Es ist die von Dirk Mack.

»Hey!«, ruft er. »Stehen bleiben!«

Ich ignoriere ihn, renne weiter, voller Adrenalin, auf den Wagen zu, den ich an der Straße abgestellt habe. Kalkuliere meine Chancen. Mack ist groß und wuchtig, gut in Form, aber nicht so gut wie ich. Ohne die verdammte Tasche hätte er keine Chance gegen mich, mit ihr bin ich deutlich langsamer, als ich es gewohnt bin. Blitzschnell gehe ich alles durch, was sich darin befindet. Einbruchswerkzeuge, Taschenlampe, solche Dinge. Und das gläserne Terrarium. Lässt irgendetwas davon Rückschlüsse auf meine Identität zu? Ich überlege fieberhaft, während ich auf den Wagen zusprinte. Nein. Oder? Sollte ich die Tasche einfach zurücklassen, fallen lassen? Schon aus der Ferne entsperre ich die Tür, bin heran, reiße sie auf, will die Tasche auf den Beifahrersitz werfen, doch sie ist zu groß, passt nicht ohne Weiteres zwischen Fahrersitz und Lenkrad hindurch, und ich verliere wertvolle Sekunden. Ohne mich auch nur umzusehen, spüre ich, dass Mack schon fast bei mir ist. Instinktiv lasse ich die Tasche zu Boden gleiten, werfe mich auf den Fahrersitz, verriegele das Auto, sehe aus dem Augenwinkel, wie Dirk Mack heraneilt, an der Tür rüttelt, wütend gegen die Scheibe schlägt. Ich schaue nicht hin, starte den Motor und fahre los. Trete das Gaspedal voll durch, während mein Herz schlägt, als wolle es zerspringen. Verlasse die Straße, in der die Villa liegt, biege in eine Allee ein, die von alten Kastanien gesäumt ist. Atme tief aus, um meinen Puls zu beruhigen. Ziehe die Sturmhaube ab. Das Zittern meiner Hände lässt langsam nach. Es ist okay, sage ich mir. Ich habe keine Spuren hinterlassen. Es gibt keine Fingerabdrücke

auf meinem Equipment, nichts dergleichen, dafür bin ich zu vorsichtig. Ich bin und bleibe ein Geist.

Wie ich das Auto loswerde, damit beschäftige ich mich später. An der nächsten roten Ampel werfe ich einen Blick auf mein Handy. Fühle mich augenblicklich schlecht, als ich durch all die Nachrichten von Walther scrolle. Da ist das obligatorische *Viel Glück!*, das er mir vor jeder Aktion schickt. Und dann sind da eine ganze Reihe an zunehmend besorgter klingenden Nachrichten.

Ist es getan? Bist du raus?

Ist alles in Ordnung?

Geht es dir gut?

Ich tippe ein schnelles *Alles okay, melde mich von daheim*, dann habe ich Grün. Ich schalte das Radio ein. Während ich beschleunige und die Villengegend hinter mir lasse, läuft *Burning Down The House* von den Talking Heads.

Claudia Sauer leitet die größte Boulevardzeitung des Landes bereits seit fünfzehn Jahren. Sie ist für zahllose Hetzkampagnen ihres Blattes gegen Privatpersonen verantwortlich, die teils unter dem medialen Sturm, der plötzlich über sie hereinbrach, zugrunde gingen. Wie Maja Wisniewska, eine wunderschöne junge Schauspielerin, die über ihre toxische Beziehung zu einem berühmten Tennisspieler in die Schlagzeilen geriet und die sich, als nach der so schmutzigen wie öffentlichen Trennung auch noch die letzte private SMS auf demütigendste Art und Weise in der Presse landete und es von den Fans des Spielers monatelang Hassnachrichten gehagelt hatte – die Sauers Blatt permanent befeuerte –, das Leben nahm.

Kein Gericht der Welt würde Claudia Sauer für Majas Tod

zur Verantwortung ziehen, es gibt kein Gesetz gegen Bosheit. Und das ist auch genau der Grund, weshalb manche Menschen glauben, wenn sie nur genug Geld und Macht haben, dann kommen sie mit allem davon. Sie fühlen sich sicher, ganz egal, was sie anderen angetan haben.

Ich bin es, die ihnen diese Sicherheit nimmt. Das ist der Plan. Mal um Mal. Jedem und jeder auf ganz eigene Art und Weise. Jeder Mensch hat eine andere Schwachstelle. Eine tief verwurzelte Furcht vielleicht, eine Eitelkeit – was auch immer. Claudia Sauer ist, so banal das klingen mag, Spinnenphobikerin. Und wird wohl wenig Freude an ihrer Villa haben, bis die Experten, die sie sicherlich rufen wird, auch noch die letzte der riesigen Vogelspinnen gefunden haben, die ich bei ihr ausgesetzt habe.

Ich weiß natürlich, dass meine kleine Aktion jemanden wie Claudia Sauer nicht ändern wird. Sie wird ihre Taten nicht plötzlich bereuen, vermutlich wird sie das nie. Aber sie wird sich nie wieder in ihrem Leben vollkommen sicher sein können, dass ihr Handeln ohne Konsequenzen bleibt.

Es gibt kein Gesetz gegen Bosheit. Aber es gibt mich.

2

Ich schlage die Augen auf, und mein Leben explodiert mir ins Gesicht wie ein Silvesterböllert, den man angezündet und nicht rechtzeitig weggeworfen hat. Mein Name ist Luca Palmer. Ich bin Anwältin in einer Berliner Kanzlei. Ich bin gut in meinem Job. Was nicht nur daran liegt, dass ich extrem hart arbeite, sondern auch daran, dass ich exzellent darin bin, Menschen einzuschätzen. Ich erkenne es sofort, wenn jemand mich anlügt, diese Fähigkeit habe ich seit meiner Kindheit, keine Ahnung, warum.

Ich bin 34 Jahre alt und lebe allein.

Ich arbeite durchschnittlich 60 Stunden pro Woche und wohne auf 55 Quadratmetern mitten in der Stadt. Meine Wohnung, die ich seit dem Studium habe und aus der ich wohl nie ausziehen werde, so wenig standesgemäß sie auch sein mag für eine erfolgreiche Juristin, ist vollgestopft mit Plattenregalen, Büchern und Prozessakten, die sich teils bis zur Decke stapeln. Ich bin chronischer Single und verbringe meine Freizeit mit Kampfsport, Lauftraining und Schach. Tagsüber unterscheide ich mich kaum von anderen Leuten. Nachts hingegen gehe ich deutlich unkonventionelleren Beschäftigungen nach. Auf Englisch würde man mich wohl eine Vigilante, eine Rächerin, nennen. Ich mag dieses Wort.

Ich kann nicht lange geschlafen haben, ein paar Stunden vielleicht, und für einen kurzen Moment bin ich verwirrt, weil mir

nicht augenblicklich klar ist, woher das ungute Gefühl in meiner Magenrube kommt, doch dann ist alles wieder da. Die schiefgegangene Aktion. Das entgeisterte Gesicht der Chefredakteurin. Mack, wie er gegen die Scheibe meines Wagens schlägt. Das Adrenalin, die Dunkelheit, der Rausch. Ist das alles wirklich passiert? Es hat lange gedauert, bis ich letzte Nacht Schlaf fand. Ich lag da und wartete und wälzte und sorgte mich, und als der Schlaf endlich kam, quälte mich derselbe alte Traum. Es war Sommer, und es war Nacht. Da war der Turm, dräuend und finster, da waren die unheilvollen Rufe. Wie immer und immer und immer.

Ich setze mich auf, fahre mir mit der Hand durchs müde Gesicht. Der Weg zurück in die Stadt war ereignislos verlaufen. Ich parkte den Kleinwagen mit dem inzwischen sicherlich polizeibekannten Kennzeichen ein Stück außerhalb auf einem Pendlerparkplatz, lief zur nächsten S-Bahn-Station und fuhr in die Innenstadt. Daheim angekommen rief ich umgehend Walther an. Die Sorge, ihn zu wecken, musste ich dabei nicht haben. Walther ist in seinen Siebzigern, er ist der einzige Mensch auf dem Planeten, der von meinem nächtlichen Tun weiß – und er schläft ähnlich wenig wie ich.

»Luca«, meldete er sich sofort. »Na endlich!«

Ich hörte die Erleichterung in seiner Stimme.

»Du kannst einen alten Mann doch nicht so in Angst und Schrecken versetzen!«

»Entschuldige«, sagte ich. »Ist nicht alles glattgelaufen heute Nacht.«

Ich erzählte ihm, was in der Villa vorgefallen war. Und obwohl es noch keine anderthalb Stunden her war, kam es mir schon wieder so weit weg vor, surreal fast. Walther schwieg lange. Etwas, das ich im persönlichen Gespräch von ihm ge-

wohnt war, was mich am Telefon aber immer reichlich Nerven kostete.

»Was genau war in der Tasche, die du zurückgelassen hast?«, fragte er schließlich. »Gibt es irgendetwas, das auf deine Identität hindeutet?«

»Nein«, beruhigte ich ihn. »Absolut nichts. Mach dir keine Sorgen.«

»Du musst vorsichtiger sein«, sagte er.

»Ich bin vorsichtig.«

»Nicht vorsichtig genug.«

Ich seufzte leise. Das war ein altes Thema zwischen uns, und im Grunde hatte Walther ja recht. Es wäre ein absoluter Alptraum, geschnappt zu werden. Doch das Risiko ließ sich nun mal nur senken, nicht gegen null bringen.

»Es ist so lange alles gut gegangen«, sagte ich. »Das heute war ein bisschen unglücklich, das stimmt schon. Aber das war ein blöder Zufall. Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass mir so etwas noch einmal passiert.«

»Tempora mutantur«, sagte Walther.

Ich verdrehte die Augen. Walther hat wenige Fehler, aber sein Hang, mit lateinischen Zitaten um sich zu werfen, treibt mich verlässlich in den Wahnsinn.

»Was bedeutet das?«

Er schnalzte missbilligend mit der Zunge. Dass man heutzutage kaum noch Lateinkenntnisse fürs Jurastudium braucht, ist ihm ein echter Dorn im Auge.

»Die Zeiten ändern sich«, übersetzte er schließlich.

»Will heißen?«

»Das Leben wandelt sich permanent, und für uns als Menschen ist es unmöglich, alles vorherzusehen.«

Ich schwieg. War zu müde für gelehrige Diskussionen, und Walther spürte das.

»Hattest du noch Gelegenheit, die Spinnen auszusetzen, ehe du überrascht wurdest?«, wechselte er das Thema.

Ich nickte, wurde mir der Sinnlosigkeit dieser Geste bewusst und begriff, wie müde ich war.

»Hatte ich«, sagte ich und musste grinsen.

Ursprünglich war natürlich der Plan, dass Claudia Sauer vollkommen ahnungslos auf meine Nachricht und das, was ich für sie hinterlassen habe, trifft – wie all die anderen vor ihr. Aber ich denke, die ungefährlichen, aber wirklich verdammt großen Spinnen werden auch so ihre Wirkung entfalten. Denn welcher Einbrecher hinterlässt schon etwas? Normalerweise ist es ja umgekehrt.

»Wo hattest du die Viecher eigentlich her?«, fragte Walther.

»Das willst du nicht wissen.«

»Hm«, machte er. »Vermutlich nicht.«

Er klang angeekelt.

»Jetzt sag bloß nicht, du hast auch Angst vor Spinnen!?!«

»Fürchterliche Tiere«, entgegnete Walther. »Findest du nicht?«

»Nicht wirklich. Ich habe eher ein Problem mit Schlangen.«

»Interessant. Und ich dachte, du hast vor gar nichts Angst.«

Ich antwortete nicht darauf.

»Versuch ein bisschen zu schlafen«, sagte ich.

»Das mache ich. Würde dir auch nicht schaden.«

Ich wollte schon auflegen, da fiel Walther noch etwas ein.

»Das Auto, mit dem du unterwegs warst und das jetzt irgendwo auf einem Pendlerparkplatz steht ... Du hast mir nie verraten, wo du das her hast.«

Ich verzog das Gesicht, es war zu schade, dass mein perfekter Fluchtwagen nun verbrannt war für mich.

»Habe ich dir das wirklich nie erzählt?«

»Ich habe dich oft danach gefragt, aber du hast jedes Mal das Thema gewechselt«, sagte Walther.

Das stimmte natürlich. Obwohl Walther ziemlich gut über meine Umtriebe Bescheid wusste, band ich es ihm ungerne auf die Nase, wenn ich mal wieder etwas Illegales getan hatte.

»Irgendwann Ende letzten Jahres ist mir aufgefallen, dass ein paar Straßen weiter ein dunkelblauer Polo steht, der nie bewegt wird. Wie ich schnell herausfand, gehörte er einer allein stehenden alten Dame, die ein paar Monate zuvor verstorben war. Also ...«

»Hast du den Wagen gestohlen«, sagte Walther trocken.

»Es war ein Verbrechen ohne Opfer, Walther.«

Walther stieß ein resigniertes kleines Seufzen aus.

»Manchmal kann ich wirklich kaum glauben, dass ich mit einer Anwältin rede.«

Ich musste grinsen.

»Gute Nacht, Walther.«

»Gute Nacht, Luca.«

Ich legte auf. Wusste, dass mein bester Freund nicht schlafen würde. Wahrscheinlich würde er die Nacht über irgendeinem Buch verbringen, vielleicht mit Seneca oder einem anderen seiner geliebten Stoiker. Und irgendwie war es schön, ihn dort drüben zu wissen. Am anderen Ende der Stadt, lesend, in seiner fabelhaften, mit Büchern vollgestopften Wohnung.

Danach war es mir tatsächlich gelungen, wieder in einen unruhigen Schlaf zu finden. Nun schwinge ich die Beine aus dem Bett und mache mich bereit für den Arbeitstag. Wie immer bin ich hungrig aufgewacht, zögere das Frühstück jedoch bis nach dem Sport hinaus. Ich setze Kaffee auf, ziehe mir meine Sportsachen und meine Laufschuhe an und drehe eine Runde. Der Morgen empfängt mich mit mildem Licht, das in breiten Bahnen auf den Asphalt und die Grünflächen und durch die Baumkronen der Kastanien fällt, doch heute Früh habe ich keinen Blick

für Schönheit. Der Sommer kommt, es ist nicht mehr zu leugnen. Und ich weiß, dass das für viele Menschen ein Grund zur Freude ist, aber ich bin da anders. Ich verabscheue den Sommer.

Das war nicht immer so, ich ...

Ich möchte eigentlich nicht daran denken.

Ich versuche, den Kopf freizubekommen, mich allein auf meine Schritte und auf meinen Atem zu konzentrieren, doch heute fällt mir das schwer. Ich laufe eine Grünfläche entlang, kurz bleibt mein Blick an einem Jogger hängen, der mir entgegenkommt, den Kopf gesenkt, das Gesicht unter einer Kapuze verborgen, und kurz ist mir, als würde ich ihn kennen, vielleicht erinnert er mich auch nur an jemanden, doch dann ist er auch schon an mir vorbei, und ich beobachte drei Krähen, die den Inhalt eines Mülleimers zerpfücken, spüre, wie sie mich beobachten mit ihren klugen Augen, und ich weiß, dass das Unsinn ist, aber in diesem Moment kommen mir die Vögel vor wie die Vorboten von etwas Schlimmem. *Tempora mutantur*, denke ich und frage mich, ob Walther recht hat. Verscheuche den Gedanken, indem ich mein Tempo so lange beschleunige, bis meine Lungen brennen.

Nach meiner Morgenrunde schlinge ich im Stehen Toast und Rühreier in mich hinein, dusche lange, putze mir die Zähne, binde mir die Haare zusammen und überschminke meine Augenringe, ziehe mich sorgfältig an. Schwarze Jeans, schmales schwarzes Seidentop, schwarze Loafers. Mein obligatorischer roter Lippenstift. Schließlich setze ich mich mit einer dampfenden Tasse Kaffee an den kleinen Küchentisch. Und fühle mich ein bisschen besser. Ich schnappe mir mein Smartphone, um meine Termine für den heutigen Tag zu checken. Finde als Erstes eine frühmorgendliche E-Mail meines Chefs, der erklärt, dass er über Nacht die Sommergrippe bekommen hat, und mich bit-

tet, ihn im Gespräch mit einem wichtigen Mandanten, einem Whistleblower, zu vertreten. Tatsächlich freue ich mich über seine Bitte. Nachdem mir kürzlich ein großer Fall weggebrochen ist, weil die Mandantin überraschend entschieden hatte, ihre Klage zurückzuziehen, bin ich nicht mehr komplett ausgelastet. Ein Zustand, den ich nicht gewohnt bin und der mir ganz und gar nicht behagt. Ich bestätige meinem Chef, dass ich mich kümmern werde und wechsele zu meiner Kalender-App. Fluche leise, als ich den Termin gleich um 8.30 Uhr sehe, den ich nicht mehr im Kopf hatte. Nour, eine Freundin aus Studienzeiten, bittet mich seit Wochen, einen guten Bekannten von ihr, der rechtlichen Rat braucht – formlos erst einmal –, auf einen Kaffee zu treffen. Und meist habe ich leider nicht die Zeit dafür, Fremden gratis rechtlichen Rat zu erteilen, aber ich mag Nour und will ihr das also nicht abschlagen.

Hey, Nour, tippe ich in mein Handy. Es tut mir leid, aber ich muss den Termin heute leider verschieben, sagst du deinem Kumpel Bescheid? Geht nicht anders, Arbeitskram.

Eine Dreiviertelstunde später betrete ich das Gebäude, in dem sich auch die Räumlichkeiten der Kanzlei befinden, bei der ich beschäftigt bin, und stelle Herrn Pietsch, dem Portier, wie jeden Morgen seinen Kaffee hin: eine Latte Macchiato mit einem Extrashot Espresso und einem Stück Zucker. Er strahlt mich an, bedankt sich und sagt, dass das doch nicht nötig gewesen wäre, wie jeden Morgen. Und wie jeden Morgen entgegne ich, dass das nicht der Rede wert sei und ich ja morgens ohnehin an dem Coffeeshop vorbeikomme. Ich nippe an meinem eigenen Kaffee, einem einfachen, schwarzen Filterkaffee, und kurz ist die Welt in Ordnung. Herr Pietsch – ein gemütlicher Mittsechziger mit Bauchansatz und Schnauzbart – und ich plaudern über das Wetter, über den drohenden Bahnstreik, er fragt nach dem Befinden

meiner Eltern, die sich, wie ich ihm vor einer Weile erzählt habe, vor Jahren den Lebenstraum erfüllt haben, nach Australien auszuwandern, und ich frage nach seiner Frau und den Kindern, alles wie jeden Morgen, und dann reiße ich mich los und fahre im Aufzug nach oben. Bin glücklich über mein Timing, denn während sich die Aufzugtüren schließen, betritt Stefan das Foyer. Stefan ist wahnsinnig nett und ein fantastischer Anwalt mit einem unglaublichen Spürsinn und den detektivischen Fähigkeiten eines Philip Marlowe, aber er ist leider auch wahnsinnig langweilig. Vor ein paar Monaten hat er mich zum Abendessen eingeladen. Keine Ahnung, wie er darauf kam, dass ich Lust haben könnte, ihn zu daten. Ich habe extrem freundlich abgelehnt, doch seither gehen wir seltsam befangen miteinander um, und ich bin froh, heute nicht im Aufzug mit ihm nach oben fahren zu müssen.

All das streife ich ab, als ich mein Büro betrete. Ich liebe meine Arbeit, sie ist mein Refugium, ich gehe komplett in ihr auf, und alle Sorgen verschwinden. Kaum dass ich mich an meinen Schreibtisch gesetzt und den Rechner hochgefahren habe, schluckt die Arbeit mich ganz. Ich lese mich ein, führe ein gutes Gespräch mit dem Whistleblower, einem beeindruckenden Mann Anfang vierzig in Jeans und Radiohead-T-Shirt, dem man sein mutiges Wesen – wie den meisten ungewöhnlichen Leuten – nicht ansieht. Anschließend beuge ich mich über die Akten eines anderen Falles, und als mir klar wird, dass ich schon seit einer Weile immer wieder dieselbe Zeile lese, ohne ihren Sinn zu erfassen, beschließe ich, dass es Zeit für einen weiteren Kaffee ist. Das wäre dann ... was?, der fünfte für heute? Ich werfe einen Blick auf die Uhr, kurz nach elf. Auf dem Weg zur Teeküche der Kanzlei komme ich am Schreibtisch meiner Rechtsanwaltsfachangestellten – oder wie alle hier es nennen: Refa – vorbei.

Marina sieht so aus, wie ich mich fühle: müde. Ihre dunkelblaue Seidenbluse ist reichlich zerknittert, ihre Augen gerötet. Was mir nur deswegen auffällt, weil Marina sonst immer wie aus dem Ei gepellt wirkt.

»Lange Nacht?«, frage ich.

Sie nickt.

»Ich habe noch ewig über den Akten zu dem Sea-Watch-Fall gegessen.«

Das ist eine Lüge. Und wie immer kann ich nicht genau den Finger darauf legen, woher ich das weiß, aber es ist mir augenblicklich klar. So sicher, wie ich weiß, dass Marinas Bluse nicht rot ist, sondern blau. Ich denke deswegen nicht schlechter von ihr. Die meisten Lügen sind harmlos, und die meisten Menschen lügen mehrfach pro Tag. Oft, um sich selbst vor dem Urteil anderer zu schützen, sehr häufig aber auch, um niemanden zu kränken. Vielleicht war Marina gestern mit Freundinnen feiern und hat keine Lust, das ihrer Vorgesetzten auf die Nase zu binden. Vielleicht möchte sie mir auch einfach nur gefallen, indem sie ihre Hingabe an den Job demonstriert. Ich schenke ihr ein Lächeln.

»Schlaf ist auch wichtig«, sage ich. »Okay?«

Sie nickt, fährt sich durch ihr aschblondes Haar, und ich gehe Kaffee kochen. Blicke aus dem Fenster, während die Filtermaschine ihre Arbeit tut.

Immer wieder geht mir die vergangene Nacht durch den Kopf. Was, wenn Dirk Mack auch nur einen Hauch schneller gewesen wäre? Wenn er mich an der Schulter herumgerissen, mich festgehalten hätte? Dann säße ich jetzt bei der Polizei, wäre definitiv meinen Job los und meine anwaltliche Zulassung oben-drein. Natürlich wäre das längst nicht alles, denn ich bin mir sicher, dass Claudia Sauer eine von der nachtragenden Sorte ist. Würden sie und ihre Bluthunde herausfinden, dass das nicht

mein erster Einbruch war? Würden all die reichen, mächtigen und – auch wenn das ein großes Wort ist, aber ich verwende es mit Bedacht – bösen Menschen, denen ich in den letzten Jahren übel mitgespielt habe, zwei und zwei zusammenzählen? Was, wenn Sauer mich auf die Titelseiten ihres Hetzblattes gezerrt hätte? Allein bei dem Gedanken wird mir ganz kalt. Kaum etwas fürchte ich so sehr wie den Verlust meiner Anonymität. Die können mich nicht finden, sage ich mir. Keiner von ihnen. Sie können darüber rätseln, wer sich unter der Sturmhaube verborgen hat, können hoffen, dass die maskierte Fremde irgendwann einen Fehler machte. Aber das war auch schon alles. Wo- bei, denke ich ... stimmt das? Meine Gedanken wandern zu all den Aktionen, die ich in den letzten Jahren hinter mich gebracht habe. Bin ich mir wirklich absolut sicher, dass ich nie auch nur den geringsten Hinweis auf meine Identität hinterlassen habe? Was, wenn ich etwas übersehen habe? Was, wenn jemand herausbekommt, wer ich bin? War die Tasche, die ich auf der Straße vor Claudia Sauers Villa zurückgelassen habe, wirklich absolut sauber? Ja, denke ich. Das war sie. Oder?

Ich versuche, an etwas anderes zu denken. Blicke auf die Passanten hinab. Vogelperspektive. Männer in Shorts strömen vorbei, Frauen in kurzen Kleidern in fröhlichen Farben. Ich bin mir sicher, die Klimaanlage der Autos, die sich durch den Verkehr quälen, laufen auf Hochtouren. Es wird langsam richtig warm in der Stadt, und ich spüre, wie die Menschen um mich herum regelrecht vibrieren vor Freude. Endlich Sommer! Endlich Urlaub, endlich Abhängen mit Freunden im Park oder auf dem Balkon, endlich Freibad, endlich an den See fahren, endlich eisgekühlte Wassermelone und lange Tage mit ganz viel Licht und Aperol Spritz.

Ich verabscheue den Sommer. Den letzten unbeschwerten Sommer hatte ich, als ich sechzehn war. Danach veränderte sich

alles. Ich versuche auf der Stelle an etwas anderes zu denken, aber der Gedanke ist dennoch plötzlich in meinem Kopf, unvermeidlich: Wann auch immer in meinem Leben etwas wirklich Schreckliches geschieht, geschieht es im Sommer.

Vor siebzehn Jahren

Zum ersten Mal sehe ich die Krähen am letzten Tag der großen Ferien.

Die Luft schmeckt immer noch nach Sommer, ich habe einen Ohrwurm von diesem neuen Lied von Lady Gaga, und ich bin immer noch verknallt in Basti, obwohl ich natürlich weiß, dass er a) ein Idiot ist und b) garantiert eh nicht auf mich steht, aber so ist die Lage. Marie ist da, was nur geht, weil Mama, die Marie nicht ausstehen kann, heute Spätdienst hat. Wir sitzen auf der Terrasse und rauchen, während Marie mir die Zehennägel lackiert, immer abwechselnd in Gold und Pink. Ich muss lachen, weil ich an den Füßen wahnsinnig kitzelig bin, und Marie ermahnt mich, still zu halten, also versuche ich, mich abzulenken und gucke ein bisschen in den Himmel.

Und da sehe ich sie über der Nachbarschaft kreisen. Es sind so viele, dass man sie unmöglich zählen kann. Eine von ihnen ruft. Kehlig. Und erstaunlich laut. Stirnrunzelnd setze ich mich auf. Marie protestiert sofort, dann bemerkt sie meinen Gesichtsausdruck und folgt meinem Blick. Sieht die Vögel, aber versteht nicht.

»Was ist los?«, fragt sie.

Ich antworte nicht. Mag ihr nicht sagen, dass die großen, schwarzen Vögel mich beunruhigen, weil meine abergläubische Großmutter sie von jeher Todesboten nennt. Das ist natürlich ausgemachter Schwachsinn, das weiß ich, in jedem zweiten Gruselfilm bringen Krähen Unglück, aber nicht im echten Leben. Und ich will keines-

falls schwachsinnig wirken, noch nicht einmal vor meiner besten Freundin. Aber es sind so viele, und mir ist, als meinten sie mit ihrem Kreisen und Rufen irgendwie ... mich. Als wollten sie mir ... ich weiß nicht, eine Botschaft überbringen. Ich zwingen mich, den Blick von den Krähen abzuwenden.

»Nichts«, sage ich schließlich. »Mir ist nur langweilig. Lass uns ins Schwimmbad gehen.«

Marie legt den Kopf schief, wie immer, wenn sie etwas irritiert.

»Jetzt noch?«, fragt sie.

Ich verstehe, was sie meint. Es ist halb fünf durch, und am späten Nachmittag erst ins Freibad zu gehen, ist ziemliche Geldverschwendung. Schließlich zahlt man dasselbe, wie wenn man es morgens betritt, hat aber nur noch ein paar Stunden. Wenn wir gehen, dann eigentlich immer morgens. Geld wächst nicht an Bäumen, wie Mama immer so schön sagt. Jedenfalls nicht für uns. Trotzdem nicke ich.

»Wozu?«, fragt Marie. »Bis wir da sind, machen die doch fast schon zu!«

Wieder beginnen die Krähen zu rufen, erst eine, dann – beinahe gleichzeitig – alle.

Das sind nur Tiere, sage ich mir. Ich glaube nicht an solchen Bullshit.

»Ich glaube, ich springe heute vom Fünfer«, sage ich.

Keine Ahnung, wo das plötzlich her kam. Marie zieht überrascht die Brauen hoch, zu Recht obviously. Die ganzen Ferien über versuche ich schon, mich dazu zu überwinden. Ein Sprung vom Fünfer ist die letzte Aufgabe auf meiner Sommer-Bucket-List, die ich noch nicht erledigt habe. Und von der ich bis gerade eben ehrlicherweise gedacht habe, dass ich sie auch gut noch nächsten Sommer angehen könnte.

Marie überlegt kurz, wahrscheinlich überschlägt sie, wie viel Geld sie noch übrig hat. Die Videothek, in der sie gejobbt hat, hat vor ein

paar Monaten dicht gemacht, und ihr Vater sieht es, seit sie sechzehn geworden ist, nicht mehr ein, ihr Taschengeld zu zahlen. Lange können ihre Ersparnisse also nicht mehr reichen.

»Okay«, sagt sie dann. »Lass uns gehen. Aber pass mit deinen Zehennägeln auf.«

Als wir eine halbe Stunde später mit unseren Fahrrädern ankommen, unsere Tickets lösen und die Drehkreuze durchschreiten, die uns vom Gelände des Freibades trennen, ist dort immer noch der Teufel los. Mein Blick wandert zum Sprungturm, vor dem die Lebensmüden Schlange stehen. Inzwischen verfluche ich mich dafür, dass ich Marie mit der Ansage, ich werde heute endlich springen, dazu gebracht habe, einen Teil ihres letzten Geldes zu verschwenden.

Auf der Suche nach einem Platz mit ordentlich Abendsonne achten wir darauf, einen großen Bogen um die Ecke zu machen, in der sich René, Ulli und die anderen für gewöhnlich aufhalten, und breiten unsere Handtücher schließlich beinahe an der Außenmauer aus, so voll ist es. Ich ziehe mich aus, setze mich auf mein Handtuch und fange an, mich hingebungsvoll mit Sonnencreme einzureiben, um Zeit zu gewinnen. Marie schaut mir eine Weile dabei zu.

»Du musst es jetzt gleich machen«, sagt sie dann. »Je länger du es hinauszögerst, desto schwieriger wird es.«

Ich verdrehe die Augen. Ich könnte Marie jetzt fragen, woher sie das denn wissen will, weil sie, soweit ich mich erinnere, noch nie auch nur irgendetwas getan hätte, das Mut erfordert. Aber das jetzt zu sagen, wäre gemein, und ich weiß eh, dass ich auf mich selbst sauer bin, nicht auf sie. Marie möchte mir nur helfen – und im Übrigen hat sie recht.

»Okay«, sage ich, mehr zu mir selbst. »Okay, okay, okay, okay. Ich mache das jetzt.«

»Ich komme mit.«

Wir stehen auf und bahnen uns den Weg zum Sprungturm, ich in Badesachen und Flip-Flops, Marie immer noch in T-Shirt und Shorts. Es wirkt seltsam, dass sie voll bekleidet ist zwischen all den Leuten in Bikinis und Badehosen, aber ich weiß, dass Marie sich nicht gerne vor anderen auszieht. Ich weiß nicht, warum, sie hat irgendwie Angst davor. Ich habe längst aufgehört, das zu hinterfragen, weil Marie vor praktisch allem Angst hat. Vor René, Ulli, Dennis, Larissa und den anderen, was natürlich nur normal ist, das haben alle. Aber eben auch vor praktisch allem sonst, vor der Dunkelheit, vor Blut und vor der Mädchenumkleide, davor, vor der Klasse zu sprechen, vor Sportstunden bei Frau Stenner und vor allem davor, dass ihr Vater seine Drohung wahr macht und sie aufs Internat schickt.

Als wir am Becken unterhalb des Sprungturms ankommen, bleiben wir stehen. Ich versuche, tief durchzuatmen, aber irgendetwas presst mir auf die Brust und macht es mir unmöglich, meine Lungen zu füllen. Marie merkt es, berührt mich sachte an der Schulter.

»Du schaffst das«, sagt sie leise, damit keiner uns hört. »Ich glaube an dich.«

Ich schaue sie an, sehe ihr hübsches, ernstes Gesicht und weiß, dass ich nicht mehr zurück kann. Reihe mich in die Schlange der Wartenden ein. Immer noch stehen ein Dutzend Jungs und auch ein paar Mädchen an, direkt vor mir ein älterer Junge mit goldenen Haaren auf den schönen, sehnigen Unterarmen, fast ein bisschen wie Basti. Ich versuche, nicht zu starren. Dass Basti nicht da ist, weiß ich übrigens, ich habe schon, als wir ankamen, das ganze Schwimmbad nach ihm abgescannt. Heute bin ich ausnahmsweise froh darüber, dass er für gewöhnlich lieber am Pool seiner Eltern abhängt, statt ins Freibad zu gehen.

Ich konzentriere mich auf meine funkelnden Zehennägel, während ich Stufe um Stufe des Sprungturmes erklimme. Bin schneller oben,

als ich es mir anders überlegen kann. Finde mich allein auf der Plattform wieder, und wo ich gerade noch das Geschnatter der Mädchen hinter mir hören konnte, ist es mit einem Mal ganz still, bin ich ganz allein mit mir. Mir ist ganz zittrig vor Aufregung, und gleichzeitig kommt mir dieser Moment komplett surreal vor. Fünf Meter sind so viel höher, als man von unten meinen könnte. Ich trete an die Kante, blicke auf das Becken hinab, das mir mit einem Mal winzig vorkommt, ganz so, als könnte ich es verfehlen, auf seinem Rand aufkommen, statt ins Wasser zu gleiten. Ich blinzele. Wende den Blick vom Becken ab, lasse ihn schweifen.

Und mit einem Mal sehe ich mein ganzes Leben. Sehe die Kleinstadt, in die ich geboren wurde, mit allen darin, die mir je etwas bedeutet haben, mit praktisch allen Menschen, die ich je gekannt habe. Mit Mama, die Spätschicht im Pflegeheim hat und deren Stirnfalten immer tiefer werden, und mit Papa in der Fabrik am Stadtrand, der alles, was Mama glücklich machen würde, so gerne tun würde, wenn sie ihm doch nur sagen könnte, was das ist. Mit Oma in ihrem Häuschen mit den drei Katzen, die Angst hat, bald nicht mehr allein dort wohnen zu können, seit das große Vergessen begonnen hat; mit Marie irgendwo dort unten, die gar nicht begreift, wie schön sie ist und die am liebsten unsichtbar wäre, mit Basti mit seinem blöden BMW und seinem blöden Pool, dessen Sorgen sich darauf beschränken, wie sich sein Aufschlag und seine Vorhand entwickeln und mit wie vielen Mädchen er noch schlafen kann bis zum Abitur, ehe ihm die ausgehen, die hier allgemein als *fuckable* gelten.

Ich sehe die ganze Stadt als Miniatur, mit allen Menschen darin, mit all ihren Ängsten, Freuden und Geheimnissen, mit all ihrer Bitterkeit, ihrem Gelächter, ihrem im Verborgenen gehegten Groll und all ihrer Liebe.

Und dann endet der Moment, der nur den Bruchteil einer Sekunde ausgemacht haben kann und doch so vieles in sich barg,

und ich sehe die Krähen. Eine nach der anderen lassen sie sich auf der Liegewiese nieder. Und ich habe keine Ahnung, woher ich das weiß und wie das überhaupt sein kann, aber als ich dem Schwarm dabei zusehe, wie er das Grün nach und nach mit Schwarz überzieht, *weiß* ich, dass jemand sterben wird, jemand Wichtiges, und zwar bald.

3

Ich war lange nicht beim Krav Maga. Die Trainingshalle wirkt durch das Neonlicht, das von der Decke herabfällt, wie ein Sack fauliger Kartoffeln, noch hässlicher, als sie ohnehin schon ist, und stinkt nach Testosteron. Sie ist einer meiner absoluten Lieblingssorte in Berlin.

Es gibt viele Kampfsportarten, die mich interessieren – Kung Fu und Karate finde ich wunderschön. Dennoch fiel meine Wahl auf Krav Maga, ein modernes Selbstverteidigungssystem, das sich nicht um Ästhetik schert, sondern ausschließlich um Effizienz. Yuri, der das Training leitet, ist ein ruhiger Mann Mitte fünfzig, der mit seinen sparsamen Bewegungen etwas Soldatisches ausstrahlt. Er ist ein unglaublicher Sportler und Athlet und normalerweise ausgesprochen wortkarg, aber Alkohol verträgt er wirklich überhaupt nicht. Als wir zuletzt nach dem Training in der Kneipe gegenüber waren, hat er schon nach dem zweiten Bier angefangen, jammervoll schlechte Witze zu erzählen, was die grimmige, tendenziell mysteriöse Aura, die ihn bis zu diesem Punkt umgab, für mich nachhaltig beschädigt hat. Seither mag ich ihn noch lieber als ohnehin schon.

Er nickt mir zu, als ich die Halle betrete, und nachdem ich mich umgezogen habe, gibt er mir die anstrengendste Einzelstunde seit Monaten. Lässt mich Liegestütze und Sit-ups machen, ehe es ans Eingemachte geht.

Krav Maga ist nicht schön. Es enthält keine eleganten, beinahe schon tänzerischen Bewegungen wie fernöstliche Kampfkunst – es ist auf Nah- und Straßenkampf angelegt und damit absolut perfekt für mich. Ich praktiziere es nun seit fast fünf Jahren. Normalerweise üben wir in der Gruppe, doch hin und wieder erbettele ich mir bei Yuri eine Einzelstunde.

Heute bin ich so erledigt danach, dass ich kaum in der Lage bin, mein Equipment abzulegen, weil meine Muskeln so fürchterlich zittern. Ich stecke meinen Zahnschutz weg, ziehe den Helm, der meinen Kopf und mein Gesicht geschützt hat, ab, stecke ihn mit den Schienenbeinschonern in meine Sporttasche. Ich bin schweißgebadet, entschlief mich aber, daheim zu duschen. Schließlich ist es kurz nach zehn, ich war definitiv die letzte Person, die Yuri heute vermöbelt hat, und je früher ich fertig bin, desto früher kann auch er nach Hause.

Zehn Dinge, die mir Freude machen:

1. meine Arbeit
2. Schach spielen mit Walther
3. Herbststürme
4. Trüffelpasta
5. Filme mit Robert deNiro
6. mein altes Nirvana-Shirt
7. Höflichkeit
8. dicke Bücher
9. der erste Kaffee am Morgen
10. das Witzebuch, das ich mir gekauft habe, um Yuri mit ausgesuchten Dad jokes zu trollen

»Hey, Yuri«, rufe ich, während ich, meine riesige Sporttasche über der Schulter, die Halle durchquere. »Warum spielen Fische nicht gerne Basketball?«

Yuri, der gerade dabei ist, den Boden zu wischen, blickt zu mir auf und lächelt nur müde.

»Weil sie Angst haben vorm Netz.«

Draußen wartet Berlin mit Wärme und mildem Licht. Vor dem Späti gegenüber stehen Menschen und trinken Flaschenbier, aus der Bar ein Stück weiter dringt Livemusik. Ich glaube, die meisten Menschen würden diesen Sommerabend als schön bezeichnen. Ich hingegen habe mich beim Krav-Maga-Training deutlich wohler gefühlt als zwischen all den gut gelaunten Leuten, die mir auf dem Heimweg begegnen. Vor langer Zeit hat mir mal jemand gesagt, ich wisse nicht, wie man Spaß hat. Aber das stimmt nicht. Aktenwälzen macht Spaß. Auf einen Sandsack einprügeln macht Spaß. In Villen einsteigen und böse Menschen terrorisieren macht Spaß.

Als ich daheim aus der Dusche steige, habe ich noch jede Menge Zeit, bis es spät genug ist und ich zu meiner heutigen Aktion aufbrechen kann. Die Sache bei Claudia Sauer ist erst ein paar Tage her und steckt mir ehrlich gesagt noch ein bisschen in den Knochen. Aber gerade deswegen finde ich es so wichtig, mich direkt wieder in den Sattel zu schwingen. Ich schlüpfe also in mein typisches Outfit, werfe mir meinen sorgfältig gepackten Rucksack über die Schulter und bin durch die Tür. Ein paar Stationen mit der Bahn – und schon bin ich da.

Der Gehweg vor dem Altbau in Schöneberg, dem ich heute Nacht einen Besuch abstatten möchte, ist beinahe leer. Und Berlin mag zwar niemals wirklich schlafen – aber es passt auch niemals wirklich auf. Es gibt wenige Städte, in denen man so viele seltsame Dinge tun kann, ohne dass es jemandem großartig auffällt. Jeder, der hier auch nur länger als zwei Wochen wohnt, hat alles schon einmal gesehen. Die Leute lernen, den Blick abzuwenden. Bloß nirgendwo reingeraten, bloß nicht an-

gequatscht werden. Das ist nicht immer gut, aber für mich ist es bisweilen ziemlich praktisch. Selbst wenn heute Nacht mehr Leute unterwegs wären, niemand würde mir groß Beachtung schenken, geschweige denn die junge Frau später wiedererkennen, die sich da kurz an einer Tür zu schaffen macht. Ein paar Handgriffe nur, dann bin ich drin – die hölzerne Haustür eines Westberliner Altbaus ist wirklich keine Herausforderung für mich. Weder vor noch im Gebäude gibt es Kameras, das habe ich bei einem Besuch hier vor einigen Wochen bereits in Erfahrung gebracht. Und wozu auch? Dies hier ist ein ganz normales Wohngebäude, in dem ganz normale Leute wohnen, mit denen ich keinerlei Beef habe. Mich interessieren ausschließlich die Kellerräume des Hinterhauses – genauer gesagt, das darin befindliche Tonstudio.

Ich finde die Tür zum Hinterhaus offen vor, durchquere den kleinen Hof, in dem ein paar Fahrräder herumstehen. Richte den Blick nach oben. Bis auf die einer einzelnen Wohnung im zweiten Stock sind alle Fenster dunkel. Ich nehme die Treppe zum Souterrain und lande vor einer Tür, die deutlich besser gesichert ist als die am Hauseingang. Kein Wunder, denn das Tonstudio, das sich dahinter verbirgt, hat sicherlich nicht nur jede Menge teures Equipment herumstehen, sondern es produziert neben dem üblichen Wald-und-Wiesen-Content auch einen äußerst kontroversen Podcast. Gelinde gesagt.

Ich nehme vorsichtig, ganz vorsichtig, meinen Rucksack ab, um seinen fragilen Inhalt keinesfalls zu stören, hole mein Werkzeug heraus und überwinde die Tür in weniger als einer Minute. Nicht schlecht angesichts der Tatsache, dass mir nur meine kleine Taschenlampe, die ich mir kurzerhand in den Mund gesteckt habe, Licht spendet. Ich streife mir die Sturmhaube über den Kopf, der Weg ist frei.

Menschen, deren Karrieren auf ihren Social-Media-Auftritten beruhen, offenbaren unglaublich viel über sich, und Andrew Ivanov ist ein solcher Mensch. Ivanov bezeichnet sich selbst als »Vordenker und Meinungsmacher«, im Grunde ist er aber nichts weiter als ein homophober Podcaster, der fordert, junge queere Menschen in Umerziehungslager zu schicken, und der über seine Kreise hinaus durch den Slogan »Gas statt Glitzer« bekannt geworden ist. Über die Anzeigen, die ihm das eingebracht hat, hat er bislang schallend gelacht. Leider zu Recht, schließlich hat das seine Kanäle, auf denen er regelmäßig queerfeindliche Übergriffe beklatscht, nur noch bekannter gemacht.

Ich studiere Ivanov seit Monaten, auf meiner ellenlangen Liste möglicher Opfer steht er schon lange weit oben. Ich weiß, wo er wohnt, wen er wann trifft, in welches Fitnessstudio er geht, was er wo einkauft und was und wo er gerne isst, wann er hier im Studio auftaucht, wie lange er bleibt – all diese Basics eben. Ich recherchiere grundsätzlich ganz genau. Gut, bei Claudia Sauer hat mir das nicht viel genützt – geschenkt. Warum sie an diesem Tag unerwartet heim kam, habe ich bisher nicht herausgefunden, und im Grunde ist es auch egal. Manchmal weichen Menschen von ihren Routinen ab, dagegen hilft auch die beste Planung nicht. Aber heute ist ein neuer Tag. Ich habe tausend Kleinigkeiten über Ivanov recherchiert, beispielsweise die Tatsache, dass er gerne Escorts einer bestimmten Agentur frequentiert, Thai Food liebt, eine Allergie gegen Erdnüsse hat und wegen eines unkontrollierbaren Sauberkeitszwangs jede Unterhose nur einmal trägt. Andrew Ivanov hat viele Schwachstellen. Und natürlich hätte ich manchmal nicht schlecht Lust, ihm einfach ein paar gemahlene Erdnüsse über sein Pad Thai zu streuen – ich bin auch nur ein Mensch. Aber ich habe meine Prinzipien, und die erste Regel lautet: Gewalt nur noch zur

Selbstverteidigung. Daher habe ich mich nach reiflicher Überlegung für eine kleine Aktion entschieden, die Ivanovs selbstgewähltes Motto aufgreift.

Ich durchquere den Vorraum, in dem es ein wenig nach feuchtem Teppich riecht, obwohl ich unter meinen Füßen glattes Laminat spüre, und bin in wenigen Schritten im Studio selbst. Leuchte den Raum, den ich aus zahllosen Videos von YouTube und TikTok kenne, mit der Taschenlampe aus. Er ist winzig. Da ist ein Tisch mit abgerundeten Ecken, auf dem sich zwei Mikrofone gegenüberstehen, neben denen schwarze Kopfhörer liegen. Dazu zwei schwarze Bürostühle, ein kleines Sofa. Und ein Beistelltisch, auf dem sich einige Umschläge stapeln. Die Fanpost, die Ivanov in einem Segment seines Podcasts gerne vorliest. Ich stelle vorsichtig meinen Rucksack ab und nehme das Paket heraus, das ich daheim sorgsam gepackt habe, stelle es auf den Beistelltisch, schultere meinen Rucksack erneut und bin keine dreißig Sekunden später wieder draußen auf dem Gehweg und unterwegs zur nächsten U-Bahn.

Ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen, während ich die laue Luft auf der Haut spüre und den süßen Duft der Linden einatme, die gerade blühen. Andrew Ivanov hat viele Schwächen, aber seine größte ist sein fragiles Ego. Nichts ist ihm wichtiger, als besonders tough und »männlich« wahrgenommen zu werden, und zwar so, wie er das definiert. Er verachtet alles, was weich ist, bunt, rosa, funkelnd. Alles, was in seiner eindimensionalen, verdrehten Welt weiblich wirken könnte oder gar *gay*. Wenn er morgen Früh in sein Studio kommt, um den wöchentlichen Podcast aufzunehmen, wird er die Post finden, die dort für ihn angekommen ist. Natürlich schreiben ihm die meisten Menschen auf Social Media oder hin und wieder auch per E-Mail, doch Ivanov wird sich nicht darüber wundern, dass ein

Paket dabei ist. Fans schicken ihm immer mal wieder Dinge, die er dann vor laufenden Kameras auspackt. Mir hätte es viel Zeit, Mühe und Risiko erspart, wenn ich ihm mein Paket, das in etwa die Größe von zwei Schuhkartons hat, ebenfalls einfach mit DHL hätte zustellen lassen können, aber dafür ist der Mechanismus, den es enthält, zu empfindlich. Wenn Ivanov das Paketband, das das Paket zusammenhält, öffnet, wird es explodieren und zweieinhalb Kilogramm feinen, rosafarbenen Glitzer freisetzen.

Klingt nicht gerade gefährlich. Und in der Tat: Das Zeug ist per se harmlos. Nicht fein genug, um daran zu ersticken oder dergleichen – Ivanov droht kein ernster körperlicher Schaden. Aber davon einmal abgesehen ist meine sorgsam nach einer wirklich verdammt hilfreichen Anleitung, die ich im Internet gefunden habe, selbst gebaute Glitzerbombe die absolute Pest. Die einzelnen Glitzerpartikel sind so klein und klebrig, dass es beinahe unmöglich ist, sie jemals wieder loszuwerden. Ivanov wird noch wochenlang so funkeln, dass jede Dragqueen der Hauptstadt vor Neid erblassen wird. Und irgendwann wird er am Boden meines Pakets ein Gänseblümchen finden – und eine Karte: *Wenn du so weitermachst, verwende ich beim nächsten Mal gemahlene Erdnüsse.*

Ich bin zufrieden mit mir, als ich die letzten hundert Meter bis zur nächsten U-Bahn-Station zurücklege. Die Welt ist hart, und wenn ich die Nachrichten schaue oder manche Urteile lese, komme ich mir oft ziemlich machtlos vor. Meine kleinen Guerilla-Aktionen erfüllen stets einen spezifischen Zweck, ja. Aber gleichzeitig sind sie auch immer das Gegengift für mein eigenes Gefühl der Ohnmacht.

Ein sehr junges, sehr betrunkenes Pärchen kommt mir entgegen, und auch eine alte Frau mit Hund ist so spät noch auf der

Straße. Ich sehe ihr zu, wie sie gerade liebevoll ihren einigermaßen in die Jahre gekommenen Struppi auf den Arm nimmt, der wohl nicht mehr ganz so gut zu Fuß ist, und wir lächeln uns schweigend an. Kurz vergesse ich meine Sorgen, vergesse die Tatsache, dass der Sommer kommt und ich den Sommer hasse, kurz vergesse ich die Nachrichtenlage und die Bosheit und Gemeinheit und Gier, von denen die News regelmäßig künden, und die Welt ist einen Augenblick lang in Ordnung.

Dann, ich will gerade die Treppe zur U-Bahn nehmen, fällt mein Blick auf eine Reihe großer Plakate, die an der Häuserfront rechts von mir kleben. Ich weiß nicht, was genau an ihnen meine Aufmerksamkeit erregt hat, aber ganz automatisch lese ich die schwarzen Großbuchstaben. Erfasse ihre Bedeutung jedoch nicht gleich. Halte inne. Runzele die Stirn. Das muss ein Zufall sein. Oder? Im ersten Moment bin ich unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich sehe mich um. Bin allein. Lese die Plakate noch einmal. Nehme wer weiß woher die Geistesgegenwart, ein paar Fotos von ihnen zu schießen. Stecke das Handy weg. Presse die Lippen zusammen.

Als ich schließlich die Treppe zur U-Bahn nehme, ist alle Leichtigkeit aus meinem Schritt verschwunden.

In der U-Bahn checke ich jede einzelne Person ab, auf dem Weg zu meinem Wohnhaus schaue ich mir ständig über die Schulter. Versuche, die Panik niederzukämpfen, die die Plakate in mir ausgelöst haben. Sehe noch mehr von ihnen, viele, so viele, die ganze Stadt ist voll davon. Ich gebe mir Mühe, nicht hinzusehen, lege die letzten Meter bis nach Hause zurück, mit keuchendem Atem, muss mich zwingen, nicht zu rennen, schließe die große Eingangstür unten auf, bin drinnen. Gehe die Treppen hinauf, sperre auf und atme tief aus, als die Wohnungstür hinter mir ins Schloss fällt.

Ich lehne mich dagegen, tippe auf meinem Handy herum, öffne den Ordner mit den Bildern. Starre die Plakate an, die ich auf der Straße abfotografiert habe und die mich so aus der Fassung gebracht haben. Noch einmal lese ich den Text, obwohl er sich mir augenblicklich so eingeprägt hat, dass ich ihn auswendig kenne.

GEHEIMNISVOLLE FREMDE.
EINES TAGES KAMST DU IN MEIN LEBEN –
SCHWARZER JUMPSUIT, STURMHAUBE, COMBAT
BOOTS UND DUNKLE AUGEN.
SEITHER DENKE ICH AN DICH. TAG UND NACHT.
ICH VERSPRECHE DIR, ICH WERDE DICH FINDEN,
UND ALL DEINE GEHEIMNISSE WERDEN MIR
GEHÖREN.

4

Es ist zehn Uhr an einem sonnigen Samstagmorgen. Ich nehme die S-Bahn zu Walther, steige aber extra eine Haltestelle früher aus, um ein wenig den Kopf freizukriegen nach letzter Nacht. Habe kaum geschlafen. Immer wieder wanderten meine Gedanken zu den Plakaten, mit denen halb Berlin gepflastert zu sein scheint.

UND ALL DEINE GEHEIMNISSE WERDEN MIR
GEHÖREN.

Auch an der Straße, die ich gerade entlanggehe, sind sie zu finden, hängen zwischen Konzertplakaten und Jeans-Werbung. Trotz der sommerlichen Temperaturen ist mir kalt. Wer auch immer die Plakate gehängt hat beziehungsweise hat hängen lassen, muss Unsummen dafür ausgegeben haben. Ich versuche mir zu sagen, dass sie womöglich nicht das Geringste mit mir zu tun haben. Dass mich die Begegnung mit Claudia Sauer und Dirk Mack wohl stärker erschüttert haben muss, als mir zunächst klar war, und ich schon regelrecht paranoid bin. Dass ich Zusammenhänge konstruiere, wo keine sind. Garantiert meinen diese Plakate gar nicht mich. Natürlich nicht. Wahrscheinlich sind sie für irgendein avantgardistisches Stück Konzeptkunst oder für wer weiß was gedacht.

Und doch fühle ich mich gemeint. Ich zwingen mich, den Blick

abzuwenden. Und entdecke die zahllosen Krähen, die von den Dächern der Häuser auf mich herabstarren.

Der Savignyplatz, an dem die Wohnung meines besten Freundes liegt, hat heute etwas so Friedliches, so Schmuckes, dass man meinen könnte, man sei in München oder in Salzburg und nicht in Berlin. Auf den Plätzen vor den Cafés wird gefrühstückt und Kaffee oder Matcha getrunken, Touristinnen schlendern umher und erfreuen sich an den schönen Altbaufassaden. Ich biege in die Kantstraße ein. Bevor ich in die S-Bahn nach Charlottenburg gestiegen bin, habe ich im Weinladen bei mir an der Ecke eine Flasche Champagner geholt und bei der französischen Bäckerei ein Stück weiter Croissants.

Ich habe mein Kommen nicht angekündigt, und das ist auch nicht nötig. Walther und ich haben eine stehende Verabredung. Der Samstagvormittag gehört grundsätzlich uns. Im Aufzug werfe ich schnell einen Blick auf mein Handy, checke Social Media. Muss grinsen, als ich die Nachricht sehe, auf die ich gehofft habe. Vergesse für einen Moment meine Sorgen. Andrew Ivanov scheint irgendetwas Mysteriöses zugestoßen sein, denn er hat alle öffentlichen Auftritte für die nächste Zeit abgesagt.

Als ich aus dem Aufzug komme, öffnet sich Walthers Tür mit einem charakteristischen Quietschen, das eines Horrorfilms würdig wäre. Seit Jahren liege ich ihm in den Ohren, dass man die alte, morsche Tür zur Not mit einem Zahnstocher aufbrechen könnte, aber Walther ist der technikfeindlichste Mensch, den ich kenne, dass er ein Smartphone hat, grenzt an ein Wunder, und mit einem modernen Sicherheitsschloss muss ich ihm gar nicht erst kommen.

Ich betrachte ihn einen Moment lang, wie er da in der Tür steht. Obwohl er nicht oft ausgeht, ist er stets makellos gekleidet. Er